Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 65 (2010)

Heft: 3

Artikel: Ein Pflanzengarten und eine Städterin

Autor: Kradolfer, Christine

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-891291

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Pflanzgarten und eine Städterin

Den Versuch, die abstrusen Umstände zu erzählen, die mich vor ein paar Wochen ins Villenghetto von Locarno geführt haben, will ich hier nicht unternehmen. Tatsache ist: Ich bin dort gelandet und sollte «in etwa eineinhalb Stunden» wieder abgeholt und zuhinterst ins Maggiatal zurückgefahren werden, und zwar an einem Abend, als das letzte Postauto schon weg war. Dies zu erwähnen ist wichtig, denn hätte ich die Möglichkeit dazu gehabt, wäre ich aus diesem Quartier, das ich als beengendes Gefängnis empfand, kurzerhand geflohen. So sagte ich mir, Christine, mach das Beste daraus, geh spazieren, irgendwann wirst du an den See kommen. Und so stapfte ich eine gute Stunde lang durch Strassen, die von Villen und Hotels und ihren Gärten gesäumt waren… natürlich alle hinter Mauern, Gitter, Schloss und Riegel. Am See, den ich tatsächlich erreichte, der grösste aller Gärten, ein Golfplatz. Mehr als die Hälfte der Villen war gerade nicht bewohnt, das erkannte ich an den heruntergelassenen Storen und daran, dass die zwei bis drei silbergrauen, schwarzen oder roten edelteuren Autos vor den Mehrfachgaragen fehlten («de viertürig Porsche isch doch eifach öppis Schöns» – das habe ich im Vorbeigehen von einem Hotelparkplatz aufgeschnappt).

Ja, grosse Gärten sind es dort, üppig bepflanzt mit allerlei edlen Blumen, Sträuchern und Bäumen in samtigem Rasen, zuverlässig von Gärtnern betreut, gepflegt, geputzt, gestutzt, genau so wie vom Designer entworfen. Ich weiss, dass Pflanzen weder dumm noch parteiisch sind, und ich bin ja froh darum; sie wollen einfach wachsen, und sie tun das immer innerhalb der Bedingungen, die sie vorfinden, so gut es eben geht. In diesem Ghetto nun hatte ich den Eindruck, dass ihnen nichts Sprudelndes entströmte, sie wirkten eher wie einem Dienstmustertum unterstellt und tot. Für mich konnte jedenfalls schon nach kurzer Zeit von «Spazieren» keine Rede mehr sein, eine zu abschnürende Rechtwinkligkeit lag über allem. Mir wurde klar: Wollte ich hier unbeschadet wieder herauskommen, so musste ich aktiv etwas gegen die zornig-depressive Stimmung unternehmen, die allmählich von mir Besitz zu ergreifen drohte. Ich begann zu singen. «Un kilomètre à pied, ça use les souliers…un, deux. Deux kilomètres…etc.». Damit rettete ich mich in die kabarettistische Abteilung des Lebens. Ich sass zwar im falschen Film, aber das war immerhin schon eine Komödie, weil ja ich selbst als singende Fussgängerin auf diesen sandgestrahlten Asphaltstrassen völlig deplaziert war. Ich freute mich zusätzlich über die Tatsache, dass ja mit «souliers» nicht einfach Schuhe gemeint sind (das wären nämlich «chaussures», glaube ich), sondern so richtig schwere, derbe, robuste Schuhe oder Stiefel. Und in meiner Vorstellung waren diese zusätzlich vollkommen verdreckt, sodass ich eine Mist- und Schlammspur aufs Parkett legte. Derart erheitert, marschierte ich zurück zu dem Platz, wo ich abgeholt werden sollte… und sehnte mich nach meinem Garten. Oder spürte ich in dieser lebensbedrohenden Situation (ich meine das nicht ironisch übertreibend) erst so richtig, wie sich mein Churer Garten nach mir sehnt, wie er mich mag, sich freut, wenn ich mit blutten Füssen auf seiner Erde herumhusche und -trampe? Manchmal denke ich beim Anblick eines lebendigen, gesunden Gartens, er platzt fast vor Freude darüber, dass er mit wachen Menschen in Beziehung stehen darf.

Ich habe Mitte Juni eine zum Bischofshof gehörende Gartenhälfte übernommen, die mein Nachbar zwar für sich reserviert hatte, dann aber im Frühling doch nicht bebauen mochte. Während die andere Hälfte bereits bepflanzt war, stand meine voller Mohn und einjährigem Rittersporn, alles kurz vor der Blüte. Mich entschuldigend bei all den erwartungsvollen Pflanzen, die hoffentlich gut damit leben können, dass sie zu Komposterde werden, habe ich also mit Roden angefangen. Dabei habe ich gleich eingesehen, dass die Winde ein Dauergast zwischen meinen Setzlingen sein würde. So hat nach 22 Jahren Abstinenz wieder ein Garten bei mir Einzug gehalten, in meinem Hirn, meinem Tagesablauf, meinem Herzen, meinem Leben. Grundstürzend und spontan.

Ich habe diesen Garten nicht übernommen, um mich mit biologischem Gemüse selbst versorgen zu können. Denn gesundes Gemüse und Obst kann ich auf dem Markt und im Bioladen günstig und «gäbig» einkaufen. Würde ich die Zeit zählen und rechnen, die ich für meinen Salat und meine Bohnen aufwende, käme ich auf keinen grünen Zweig. Solche Rechnungen gehen nie auf, vermutlich auch bei den Gemüsebäuerinnen nicht, das wissen alle. (Gibt es überhaupt Rechnungen und Berechnungen, die wirklich aufgehen, ausser wenn sie als pure Mathematik ausgeführt werden, sozusagen als «l'art pour l'art»?) Gewiss ist es erfreulich, dass ich jetzt meine mit EM zu Küchenbokashi fermentierten Küchenabfälle selber verwenden kann – aber ich könnte diesen auch weiterhin an meine gärtnernden Freundinnen verschenken.

Das wirklich grundstürzend Spontane ist feinstofflicher Art. Vielleicht eine Art Nostalgie auch, in meinem Falle die Erinnerung an Jahre im Safiental und im Lugnez, als ich alles Gemüse für die Familie selber zog, eine, zumindest was das Gärtnern angeht, durchaus erfreuliche Zeit. Es lebt jetzt etwas auf in mir, was ohne einen Pflanzblätz gar nicht vorhanden ist: Ich bin verantwortlich für ein Flecklein Erde, ich habe besorgt zu sein um Bodenleben. Das ist aufregend und erschütternd für mich, ich spüre so etwas wie Ehrfurcht vor etwas Heiligem, Unfassbarem, Wundervollem. Ich spüre diesen Boden unter den Füssen, Hände und Füsse werden gezeichnet davon. Das finde ich grossartig und gleichzeitig sehr unscheinbar und still. Ich kann abends stundenlang grübeln, krautern, jäten, vergesse Zeit, Alltagsärger und andere Formen von Kultur, die sonst nicht wenige meiner Abende ausfüllen. Ich bewege mich draussen in Luft und Sonne, bisweilen zum Ernten im Regen, unterhalte mich mit meiner Gartennachbarin oder dem Amselweibchen, das auch hier wohnt, oder mit den Schnecken oder Pflanzen. Ich stelle mir das Quentchen Paradies vor, an dem ich werke, obwohl ich weiss, dass es nie so «perfekt» gelingen wird. Und gerade das finde ich wohltuend. Ich werde laufend daran erinnert, dass es eben kommt, wie's wachsen kann und will. Und gerade die Sisyphusarbeiten, Jäten, Winden ausgraben und dergleichen erhalten mir ja den Kontakt zum Gewächse. Ich sehe ein Resultat, das mit meinen Bemühungen und meinen Kreuzschmerzen in einem überraschenden Zusammenhang steht. Ich komme vielleicht erst nach dem Eindunkeln heim, todmüde. Aber bevor ich ins Bett kippe, muss noch das stehengebliebene Geschirr abgewaschen werden.

Nur ist es ja nicht jeden Tag gleichermassen streng, und das schätze ich auch am Garten: Er zeigt mir Wandel und Rhythmus, lässt mich auf Wetter, Temperatur, Wind achten, Ruhezeit bewusst wahrnehmen und geniessen. Genauso wie dann die sicht- und greifbaren «Früchte der Arbeit».

Dieses «Achten auf» – hat es nicht auch mit Achtung zu tun, mit Wertschätzung? Freue ich mich über den ersten Ruccolasalat nicht auch deshalb, weil ich mich seinetwegen einmal mehr bücken und dabei gratis die hintere Beinmuskulatur und meine Achillessehnen dehnen kann? Das ist es eben auch: die körperliche Arbeit, die Möglichkeit, den Körper als ein in Zusammenhänge gestelltes Gebilde zu erleben, das sehr viel aushält und sich so wunderbar auch wieder erholt. Und ausserdem ist Sich-bücken auch eine Form von Zuneigung, man sieht dabei die Welt von unten und nahezu auf dem Kopf. Das ist doch spannend und lehrreich…die Dinge anders sehen – warum nicht, wenn die Welt ohnehin schon kopfsteht, muss man doch alle Sichtweisen in Betracht ziehen.

Köbi Weiss hat uns in K+P 1/2010 das Beispiel mit der Nuss erzählt. Sie liefert meinem Organismus ein Vielfaches der Energie, die ich brauche, um mich zu bücken und sie vom Boden aufzuheben. Das ist die berechenbare Seite. Für mich kommt aber hier noch eine ganz andere Energiefrage auf, und das ist die der Zuwendung oder gar Zuneigung. Ich bücke mich unzählige Male, bis die Ruccolablättchen auf meinem Teller liegen, zum Erde-lockern, zum Abdecken, zum Ansäen, Ausdünnen usw. Ich bin sicher, dieses Bücken trägt viel zur Beziehung bei, die mein Garten zu mir findet; es freut ihn derart, dass er mir mitsamt allem wägbaren Gemüse gleich noch eine Energie mitgibt, die wir weder wägen und messen noch analysieren und bestimmen können, etwas wie eine Musik. Vielleicht sollte man eher von «Schwingung» sprechen. Wir schwingen zusammen, und wo Schwingung ist, ist Leben. (Wo's swingt, fäget's!) – Meine Gartennachbarin schwört auf ihren langstieligen Kräuel; damit muss sie sich zum Häckeln nicht bücken, und das ist für sie, die an Arthrose leidet, das Richtige. Ich habe es auch versucht, aber es ist mir zu distanziert, ich muss nahe an den Boden heran, auch mit den Händen.

Noch näher an den Boden ist vor vielen Jahren mein inzwischen verstorbener Freund Martin gegangen. Gerade wegen seiner Arthrose hat er seine Gärten auf allen Vieren bearbeitet, denn er konnte sich trotz zweier künstlicher Hüftgelenke kaum mehr bücken und noch weniger wieder aufrichten. Seine Gärten lagen im steilen Hang neben dem Schloss in Sargans, es waren drei Terrasschen übereinander, ehemalige Weingärten. Nur schon da hineinzukommen war abenteuerlich, und für meine Kinder waren sie vielleicht auch deshalb ein beliebtes Ausflugsziel. Man musste über eine halbverfallene Mauer in eine Wildnis hineinklettern, dann führte eine lange Leiter, an eine hohe weitere Mauer angelegt, in seinen ersten Garten hinauf. Den zweiten Boden erreichte man über einen kürzeren Holzsteg; dort gab es neben der Pflanzung ein wenig Gras, das hochwachsen durfte, damit man sich auf die uralte, aber frisch lavendelblau gestrichene Bank vor die sonnenwarme Mauer setzen und das Wiegen der Halme im Wind anschauen konnte. Auf den dritten Boden kam man über eine Reihe aus der Mauer ragende Steine, und dort, im grössten der drei Blätze, gab es neben den Beeten ein paar Obstbäume und einen winzigen Geräteschuppen. Martin kroch in seinen Gärten, er grub und säte, jätete und erntete auf den Knien. Ich glaube, meine Kinder liebten diese Gärten auch dieses demütigen Menschen wegen. Er und seine Gärten waren durch seine unerschütterliche Zuwendung und Hingabe an ihre Erde und die Pflanzen eine Einheit geworden. Er strahlte genau so klaglos wie seine wilden Böden, und die Kinder fühlten sich offenbar in dieser Schwingung wohl. – Jedes Mal kehrten wir von dort fröhlich und mit Kraut und Rüben beladen nach Hause; Martin teilte gern die Ernte. Aber nicht die Erde, das betonte er. Mit seinen gichtigen Fingern streifte er soviel Erde wie nur möglich von Rüben und Randen. «Das Gemüse reut mich nicht, aber die Erde da dran, die gebe ich gar nicht gern», sagte er dazu. Mit seinen verkrümmten Händen hat er übrigens auch das Gemüse gerüstet für herrliche Suppen. Seinetwegen bringe ich es nicht mehr fertig, ungeduldig die verflochtenen Wurzeln der Sellerieknolle wegzuschneiden und zum Kompost zu geben – ich mahne mich zur Geduld, rüste und putze das Gestrüpp und gebe es in den Topf. «Warum wirfst du das weg?», höre ich Martin fragen, «Die Kraft der Knolle sitzt doch gerade in den Wurzeln («i de Würze») – wo denn sonst?»

Ich bleibe also bei meinem Garten wegen der Schwingung, wegen solch krautiger Geschichten, weil es da ein Geben und Nehmen und Teilen gibt, weil alles Säen und Pflanzen ein immer wieder neuer Versuch ist, Risiko und endlos Arbeit, durch welche ich mit einer wilden, schöpferischen Kraft in Berührung komme, von der ich nicht genau weiss, ob sie ein Teil von mir ist oder ich ein Teil von ihr bin. Und weil ich Kreislauf-an-sich mag.

Christine Kradolfer

P.S. Bei dieser Gelegenheit möchte ich daran erinnern, dass eine Gruppe von Bioforum-Leuten (Claudia Capaul als Märchenerzählerin, Martin Köchli als Poet, ich selbst singend und trommelnd, Nikola Patzel als Volkskundler und Otto Schmid als Biologe) ein unterhaltsames und lehrreiches Kulturprogramm von ca. eineinhalb Stunden mit dem Titel «Sagenhafter Boden – Weisheit, Wissen, Wundersames über unseren Erdboden» entwickelt hat, das sie auch weiterhin anbietet. Näheres ist über die Website oder die Geschäftsstelle des Bioforums zu erfahren.